

Betttag

1942

Nicht im Vertrauen auf unsere Verdienste bringen wir unser Flehen vor dich, sondern im Vertrauen auf deine große Barmherzigkeit (Dan. 9, 18).

Laßt uns so, laßt uns genau mit diesen Worten und in der ganzen tiefen und bewegenden Wahrheit dieser Worte vor unserem Gott treten, wenn wir recht und zu unserem Heil Betttag feiern wollen: „Nicht im Vertrauen auf unsere Verdienste bringen wir unser Flehen vor dich, sondern im Vertrauen auf deine große Barmherzigkeit“. So hat der Prophet Daniel mit seinem Volk und für sein Volk gebetet. Wie sollten wir von uns aus, aus unserem eigenen Herzen und Denken heraus recht beten können? Wie wäre uns das zuzumuten? Was würde dabei herauskommen? Wir würden uns dann im besten Fall einen gewissen Aufschwung geben und im besten Fall einige schöne Gedanken erreichen: etwa über die Allmacht, die die ganze Welt und auch unsere Berge begründet, etwa über das Schicksal, das über allen Völkern und so auch über uns waltet, etwa über den guten Geist, von dem unsere Ahnen bewegt waren und von dem wir gelegentlich wohl wollten, daß er auch der unsrige wäre. Was dann? Solcher Aufschwung und solche Gedanken würden ja gewiß auch unterbleiben können. Sie sind Luxus, durch den nichts geschafft, nichts anders und besser wird. Wir können uns heute keinen Luxus erlauben. Rechtes Beten aber ist kein Luxus. Rechtes Beten schafft etwas. Rechtes Beten macht uns selbst und damit alles — wirklich alles — anders und besser. Eben das rechte Beten fängt aber an mit der großen befreienden Erkenntnis: „Wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich gebührt, aber der Geist selbst tritt für uns ein.“ Seht, wie er jetzt wirklich für uns eintritt, wie er jetzt unserer Schwachheit zu Hilfe kommt, wie er uns jetzt alle Nebenwege abschneidet und alle Irrwege verbietet: ganz schlicht damit, daß er uns das Wort des Propheten auf die Lippen legt, damit wir es nachbeten und mitbeten und gerade so sicher selber recht beten! Das ist ja der Geist — der heilige Geist nämlich — der auch unsere Betttagfeier allein heilig machen kann, der sie aber ganz sicher heilig macht, wenn wir ihm nur lauschen und folgen wollen: der Geist von Gottes Propheten und Aposteln, deren Haupt und Herr der Sohn Gottes selber, deren Sprache Gottes selber ist und also die Sprache, die sicher zu Gott dringt, die Gott sicher hört und erhört

auch aus unserem schwachen und törichten Munde. „Nicht im Vertrauen auf unsere Verdienste bringen wir unser Flehen vor dich, sondern im Vertrauen auf deine große Barmherzigkeit“. Das, das ist des einen wahren, lebendigen Gottes Sprache. Alle, zu denen er von jeher geredet hat, haben diese Sprache gehört und haben ihm wieder in dieser Sprache geantwortet. Und wenn er auch sie gehört und erhört hat, dann darum, weil sie, vom heiligen Geiste gelehrt, mit den Worten der Propheten und Apostel und unseres Herrn Jesus Christus selber in dieser Sprache zu ihm geredet haben. Ist sie uns fremd? Ja, ganz fremd, denn aus unserem Herzen und Kopf heraus würden wir bestimmt immer wieder eine andere Sprache reden. Ist sie uns schwer? Ja, sehr schwer, denn auch wir Schweizer und gerade wir gehen uns nicht gerne dazu her, die demütige Sprache Gottes zu reden. Aber nun wird sie uns ja bekannt und leicht gemacht. Nun wird uns ja das rechte Beten ganz einfach geschenkt, indem es uns aufgeschrieben und vorgeschrieben ist: wirklich uns, für unsere Zeit, für diesen unseren Vortag 1942, so daß wir gar nichts Besonderes damit zu machen, sondern es nur anzunehmen — so daß wir gar nichts zu erfinden und hinzu zu tun, sondern eben nur einzustimmen brauchen. Es ist wirklich der Geist und so Gott selbst, der für uns eintritt, der alles gut macht, was wir mit eigenmächtigem Beten gewiß nicht gut machen würden. Wir brauchen bloß dankbar zu sein. Und darin besteht die Dankbarkeit gegen Gott, daß wir nehmen, was er uns mit seinem Wort ins Herz und auf die Lippen legt. Was für ein großer freundlicher Gott, der außer dieser Dankbarkeit gar nichts von uns zu fordern hat!

Wohin sollen und wollen wir uns wenden, wohin blicken und wohin gehen, wenn wir in dieser gefährlichen Zeit unseres Lebens als Volk in diesem unserem lieben Lande im Raume unseres von unseren Vätern und von uns selbst gebauten und geordneten Staatswesens gedenken? Wollen wir noch und noch einmal Umschau halten und Einklehr üben, die Welt und unsere Lage in ihr und uns selbst zu prüfen und zu verstehen und vielleicht neue Entschlüsse daraus zu gewinnen versuchen? Wer wollte bestreiten, daß das auch gut und nötig ist und von jedem Schweizer jeden Tag mit neuem Ernst und Eifer getan werden müßte? Wehe uns, wenn wir ein Volk von Gedankenlosen wären oder würden! Wehe uns, wenn solche Umschau und Einklehr nicht zu unserem dringendsten Alltagswerk gehörte! Aber das Werk des Vortags gehört gerade nicht zu diesem Alltagswerk. Es ist Sonntagswerk. Es besteht — und das ist, was uns der Geist vor allem zu sagen hat — darin, daß wir uns zu Gott wenden und unser ganzes Gedenken an Volk und Land und Staat vor ihn bringen: nicht vor das Urteil unseres Verstandes, Herzens und Gewissens, sondern vor sein Urteil. Ob unser Urteil etwas taugt, ob wir durch unseren Verstand, unser Herz und unser Gewissen richtig beraten sind, das hängt davon ab, daß wir uns seinem Urteil unterwerfen. Ob unser Alltag gut und fruchtbar ist, das hängt davon ab, daß er einen Sonntag neben sich hat, an dem dieses Sonntagswerk geschieht. Ob wir recht arbeiten in der rechten notwendigen Umschau und Einklehr mitten in dieser gefährlichen Zeit, das hängt daran, daß wir recht zu feiern — und zwar eben Sonntag zu feiern wissen. Und das heißt Sonntag feiern — gerade der Vortag ist ja nur

eine besondere Sonntagsfeier — daß wir unsere Sache und nun also die Sache unseres Volkes, Landes und Staates vor Gott bringen. Denn der Sonntag ist der Tag der Auferstehung unseres Herrn. Und in der Auferstehung unseres Herrn ist mit der Sache aller Menschen auch unsere Sache ein für allemal vor Gott gebracht worden. Sonntag feiern heißt, dessen gedenken und daran teilnehmen, daß dies vollbracht ist. Dort, in der Auferstehung unseres Herrn ist das heilige, das gerechte und barmherzige Urteil über alles, was in der Welt geschehen ist, geschieht und noch geschehen wird und so auch über das Tun und Lassen von uns Schweizern von 1942 gesprochen worden. Dort ist also die Instanz, der unser Urteil, wenn es gesund sein soll, unterworfen werden muß. Ob wir Christen seien, das ist, wonach wir jedesmal, wenn es wieder Sonntag und wonach wir, wenn es nun Betttag wird, gefragt sind. Verstehen wir uns wohl: nicht ob wir moralische, ideal gesinnte, religiöse Menschen, nicht ob wir entschlossene und einsatzbereite Schweizer seien. Danach fragt uns der Alltag und danach müssen wir am Alltag Antwort geben. Der Sonntag, der Betttag aber, fragt uns, ob wir Christen und darum und als solche die Menschen, die Schweizer sind, die unser Volk und Land und Staat gerade heute nötig hat. Was immer uns als schweizerische Not und Aufgabe und Hoffnung bewegen soll, es wartet — weit hinaus über alle Mühe und Arbeit, weit hinaus über alle Umschau und Einkehr, die wir ihm zuwenden mögen — auf unser Sonntagswerk. Es wartet darauf, daß wir es, dem heiligen Geist gehorsam, vor Gott bringen. Es wartet darauf, daß auch unser klügstes, gemessenstes, reifstes Urteil noch einmal gemessen werde an dem Urteil, das Gott über alle menschlichen und so auch über unsere schweizerischen Dinge in Jesus Christus gesprochen hat. Dieser Erwartung können wir nur als Christen entsprechen. Darum ist die Einladung des Betttags keine andere als die Einladung des Weihnachtstags, des Karfreitags, des Ostertags, des Pfingsttags, des Himmelfahrtstags: Wir alle ohne Ausnahme dürfen Christen sein, das Werk von rechten Christen tun. Nach einer „christlichen Schweiz“ ist nicht gefragt und erst recht nicht nach einem besonderen schweizerischen Christentum. Das Sonntagswerk, das geschehen muß, würde wahrscheinlich gerade dann nicht geschehen und das uns gebotene Alltagswerk auch nicht, wenn wir solchen Vorstellungen nachjagen würden. Aber nach den Christen in der Schweiz, nach den christlichen Schweizern ist gefragt, d. h. aber nach den Schweizern, welche wissen und daran sich halten wollen, daß das Urteil des einen wahren lebendigen Gottes, der in Jesus Christus der Herr ist, nicht nur das höchste, sondern das gültige, das auch in Sachen unseres Volkes, Landes und Staates entscheidende und also allen Ernstes zu hörende und zu respektierende Urteil ist. Beten heißt, diesem Urteil nachsinnen und nachgehen, um dann — nicht vorher, sondern dann und also nachher — zu einem eigenen Urteil zu kommen. Ein Christ, ein christlicher Schweizer sein, heißt diese Reihenfolge innehalten und also dem Sonntagswerk des Gebetes Raum, die ihm gebührende erste Stelle geben. Wir sind, so wahr wir alle durch unsere Taufe unter das Zeichen des Kreuzes gestellt sind, eingeladen, in diesem nüchternen, klaren Sinn Christen zu sein und unseren Verstand, unser Herz und unser Gewissen als solche zu brauchen und reden zu lassen, die das mit Ernst sein wollen.

Es wird aber das, was wir als christliche Schweizer vor Gott zu bringen haben, notwendig unser Flehen sein. Nicht unsere Ueberzeugungen, Grundsätze, Standpunkte als etwas in sich Festes und Abgeschlossenes, zu dem nun Gott nur noch sein Ja und Amen zu sprechen, zu dessen Durchführung er uns dann ohne weiteres behilflich sein müßte. Der Geist sagt: unser Flehen. Wir können und müssen am Alltag unserer Sache leidlich sicher sein, leidlich genau wissen, was wir sollen und wollen. Warum wissen wir es nicht besser? Vielleicht gerade darum, weil wir zu wenig ernstlich Sonntag feiern. Wir würden am Alltag ganz anders stehen, wenn wir besser wüßten, daß wir am Sonntag knien dürfen, und wenn wir das auch wirklich tun würden. Denn zu Gott kann man nur auf den Knien kommen. Was wir vor Gott bringen können, kann nur unser Flehen sein: uns selbst mit allem, was uns bewegt als ein einziges Flehen, alles Feste in eine große Bewegung, alles Abgeschlossene in eine große Offenheit, aller Besitz in ein großes Bedürfnis, alles Wissen in ein großes Fragen verwandelt. Wer zu Gott fleht, der möchte und will von sich selbst — auch von dem Besten, was er ist und hat — weg und zu Gott fliehen. Er ist ein Armer, der weiß, daß ihn nur Gott reich machen kann. Er hat leere Hände und er will sie nur von Gott gefüllt haben. Das ist ein christlicher Schweizer: ein bewegter, ein offener, ein fragender, ein zu Gott fliehender, ein vor Gott armer, zu Gott leere Hände ausstreckender und so ein zu Gott flehender Schweizer. Es mag uns hart ankommen, anzunehmen, daß unser Sonntagswerk und Werktagswerk eben darin besteht, daß wir als solche Schweizer zu Gott kommen. Wir sind Leute, die auch mit dem lieben Gott lieber auf gleichem Fuß, von Partei zu Partei, verkehren würden. Aber es ist schon so und gilt auch für uns: was der Mensch vor Gott zu bringen hat, das kann nur sein Flehen sein. Was er sonst bringen wollte, das würde er sofort anderswohin bringen als zu Gott und es würde sein Tun dann mit Beten nichts zu tun haben, das notwendige und heilsame Sonntagswerk gar nicht sein. Und es ist schon so: was sich am Werktag bewährt als der zuverlässige Grund, auf dem man leben kann, was gerade in unserer Zeit die Kraft nachhaltigen Widerstandes hat, das kann nur dasselbe sein, was am Sonntag vor Gott in den Schmelztiegel geworfen und zu einem einzigen Flehen wird. Den Demütigen und nur ihnen, den aufrichtig und gründlich und gänzlich zu ihm Flehenden, gibt Gott Gnade — wohlverstanden die Gnade zu dem rechten, zähen, sicheren Mut, den wir Schweizer heute haben und an den Tag legen müssen, wenn nicht aller Selbstruhm, mit dem wir uns in besseren Tagen so freigebig bedacht haben, eitles Geschwätz gewesen sein soll. Das Geheimnis solchen Mutes ist die Demut, ist das Flehen zu Gott, in welchem der Mensch sich gar nichts einbildet und vorbehält, in welchem er alles, was er ist und weiß und hat, dahinten läßt und es Gott erlaubt, mit ihm anzufangen — wirklich neu anzufangen! — was er will, als ob da noch gar nichts wäre. Aber täuschen wir uns nicht: die Erschütterung, in der wir das heutige Weltgeschehen begleiten, die Sorge und Unruhe, mit der wir in unsere eigene Gegenwart und Zukunft blicken, unsere Sehnsucht nach Rat und Hilfe in der Bedrängnis unserer Tage, unsere halb schmerzliche, halb zornige Hoffnung auf eine bessere Ordnung der menschlichen Dinge und auch unser unzufriedener Schrei nach einer besseren Mensch-

heit sind dieses Flehen zu Gott noch nicht. Es kann das alles in uns sein, ohne daß es darum Sonntag würde, ohne daß wir darum vor Gott auf die Knie fallen und vor ihm still, offen und nachgiebig würden, seinem heiligen Urteil uns wirklich unterwerfen würden. Würde dieses Sonntagswerk geschehen, dann wären wir ja durch Gottes Gnade mutig. Solange wir das nicht sind, steht auch das Flehen zu Gott, steht auch die wirkliche Demut — wie bedrückt wir immer sein mögen — noch vor uns als die große Möglichkeit, die wir erst kennen lernen und ergreifen müssen. Der Druck von außen, die Härte der Ereignisse und Verhältnisse wird uns nicht dazu erziehen, flehend zu beten und also, wie man zu Gott allein beten kann. Jesus Christus, der Herr, allein, kann und will das tun, kann und will uns zu Gott in das Verhältnis setzen, in welchem das große Sonntagswerk geschieht, daß wir von jedem hohen Roß herunter steigen, vor ihm ganz demütig und darin ihm recht und wohlgefällig und eben dadurch dann auch so mutig — ich möchte nun wirklich sagen: so hochmütig werden, wie es in unserer Zeit um unseres Volkes und Landes und Staates willen von uns allen gefordert ist. Eben weil auf diesen Mut und Hochmut heute alles ankommt, sind christliche und darum wahrhaft demütige, wahrhaft flehende Schweizer das, was heute nötig ist. Warum sollten wir diese Schweizer nicht sein? Jesus Christus ist auch für uns gestorben und auferstanden und sein heiliger Geist redet durch das Wort seiner Zeugen auch zu unseren Herzen.

Und nun die große Hauptsache: Wir dürfen, wenn wir unser Flehen vor Gott bringen, wenn wir also am Vortag als Schweizer recht beten wollen, *Vertrauen* haben. Von uns aus müßte es wohl aufrichtiger Weise heißen: wir müssen dabei ein unsicheres Gewissen und also Mißtrauen und Angst haben. Im Wort des Propheten aber und also durch den heiligen Geist hören wir: *Mein, Vertrauen!* „Im Vertrauen bringen wir unser Flehen vor dich“. Vertrauen darf man da haben, wo man etwas kennt, auf das man sich stützen und verlassen kann, von dem man Treue und treuen Bestand erwartet. Und so etwas gibt es, wenn wir ernstlich vor Gott treten und zu ihm beten wollen, weil wir wissen, daß wir das nötig haben, daß wir Schweizer die große Probe, die diese Zeit für alle Völker bringt, noch nicht bestanden haben und weil wir wissen, daß es in Gottes Hand steht, wie wir sie bestehen werden. Wir brauchen nicht in Mißtrauen und Angst vor Gott zu treten: wir dürfen das im Vertrauen tun. Wir haben Grund dazu.

Aber nun laßt uns gleich genau hören, was es mit diesem Grunde des Vertrauens auf sich hat. Es gibt einen Grund, auf den wir uns in Wirklichkeit nicht stützen und verlassen, von dem wir gerade keinen treuen Bestand erwarten, auf den wir also nur ein falsches, trügerisches Vertrauen setzen könnten. Es gibt einen anderen, der trägt und hält, und auf ihn begründet sich das echte, nie und nimmer getäuschte und vergebliche Vertrauen.

Das falsche Vertrauen, in welchem wir sicher nicht recht beten würden, wäre das Vertrauen auf „*unsere Verdienste*“. Wir wissen alle, was „*Verdienst*“ ist: ein durch Können, Arbeit und Leistung erworbenes Anrecht auf Lohn. Wäre das ein aufrichter Schweizer, der nicht seinen Stolz darein und wirklich auch sein Vertrauen darauf setzte, sich und den Seinigen das Leben verdienen zu können? Im Sonntagswerk aber — das müs-

fen wir Schweizer uns besonders dringlich merken — im Sonntags- und Vettagswerk des Flehens zu Gott gibt es wirklich nichts zu verdienen und darum auch kein Vertrauen auf unsere Verdienste. Es tönt freilich manchmal so in unserem Lande, als ob wir auch Gott gegenüber ein solches Unrecht und in diesem Unrecht den soliden Grund hätten, ihm zu vertrauen. Wir reden und hören auch mitten im Sturm unserer Zeit nicht ungern von unserer schweizerischen Anständigkeit, Tüchtigkeit und Regsamkeit. Und wir können wohl zufrieden sein damit, daß wir uns durch drei ganze Kriegsjahre in leidlicher Behauptung unserer schweizerischen Existenz, in leidlicher Anstrengung unserer Kräfte, in leidlicher Einigkeit zwischen Behörden, Volk und Parteien, in leidlichem Gleichgewicht zwischen den Wünschen der Stärkeren und den Bedürfnissen der Schwächeren hindurchzuarbeiten gemußt haben. Wir haben gespart und wir haben unseren Boden bebaut. Wir haben militärisch unser Möglichstes getan. Wir können darüber hinaus nicht nur auf das dem Schweizerkreuz so nahe Rote Kreuz und alle seine die ganze Welt umspannenden guten Absichten und Werke verweisen, sondern auch auf all die hilfreiche Vermittlung, die die kriegsführenden Staaten gerade unserem kleinen Land anvertraut und die wir bereitwillig übernommen haben. Nehmen wir immer an, wir könnten mit dem allem ohne Abzug und Fragezeichen rechnen und also mit dem allem als mit unseren Verdiensten vor Gott treten, so wäre es dennoch ein entsetzlicher Irrtum, wenn wir nun wirklich darauf unser Vertrauen setzen, im Blick darauf vor Gott zufrieden und getrost sein, seine Hilfe und seinen Beistand für die Zukunft in Anspruch nehmen wollten. Denn nicht wahr, wenn wir so rechnen wollten, dann müßten wir billigerweise auch weiter rechnen und uns ernstlich gestehen, daß diesen unseren Verdiensten Schulden gegenüberstehen, mit denen jene den Vergleich nicht aushalten, so daß wir mit einem Reingewinn und also mit einem Unrecht auf Lohn vor Gott zu treten und auf Grund dieses unseres Anrechts auf Gott zu vertrauen tatsächlich von ferne nicht in der Lage sind. Noch ist ja das letzte Wort in diesem zweiten Weltkrieg und auch das letzte Wort darüber, wie wir uns diesmal hindurch zu retten versucht haben, nicht gesprochen. Einiges aber ist jetzt schon sichtbar: Wir sind drei Jahre lang vom Krieg verschont geblieben. Wir haben drei Jahre lang nicht ernstlich hungern oder frieren müssen. Wir haben dabei zum Teil ganz gute Geschäfte gemacht: so gute, daß die Zahl der Millionäre in unserer Mitte nicht unerheblich zugenommen hat. Was aber ist bei alledem aus unserer Seele geworden? Ist es nicht so, daß was wir bisher für das beste Erbe unserer Väter und für die eigentliche Ehre unseres Volkes, Landes und Staates gehalten haben, durch die Art, wie wir uns in diesen Jahren zu helfen versucht haben, ein Loch bekommen hat, das, wenn überhaupt, dann für längste Zeit nicht mehr zu flicken sein wird? Wir haben uns die offizielle Unwahrheit ausgedacht und zu eigen gemacht, daß der heute die Welt bewegende Kampf um Recht oder Unrecht, Ordnung oder Anarchie uns auch innerlich nichts angehe. Wir haben ein neues, selbstjüchtig auf seine eigene Erhaltung bedachtes und gerade darum der Drohung der fremden Macht gegenüber unsicheres Schweizertum, eine neue, dem jeweils stärksten Wind von außen sich anpassende Neutralität, eine neue, die offene Sprache im eigenen Haus nicht mehr schützende, sondern unter-

drückende Unabhängigkeit, ein neues, der verfolgten Freiheit nur noch wenig tröstliches und hilfreiches Asylrecht erfunden und als gültig erklärt. Wir haben „verdunkelt“, d. h. wir haben uns gefügt; wir haben, wenn wir es je waren, aufgehört, ein scheinendes Licht inmitten der Völker zu sein. Und unterdessen haben wir — und hier hat keine starke Hand durchgegriffen — fortgefahren, uns um materieller Vorteile willen untereinander zu streiten, als ob wir mitten im Frieden lebten. Unterdessen haben wir dringendste Forderungen der sozialen Ordnung und Gerechtigkeit auf die lange Bank geschoben, wie wenn die Uhr nicht gerade in dieser Sache leicht fünf Minuten vor zwölf Uhr stehen könnte. Wir haben vor einem Jahr mit dem Feiern der Männer vom Rütli kein Ende zu finden gewußt und wir haben kurz darauf durch den Mund eines unserer höchsten Magistraten in aller Öffentlichkeit und ohne daß jemand widersprochen hätte, erklärt, daß wir nach dem Urteil unserer Nachkommen wenig fragten, wenn wir nur jetzt nicht hungern und frieren müßten. Das, liebe Christen und Schweizer, das ist, was wir auf alle Fälle auch getan haben. Wo bleiben dem gegenüber — wenn es solche sind — unsere Verdienste? Und wie könnten wir vor Gott treten und in seinem Urteil bestehen und zu ihm beten, daß er unser Gott und Herr auch fernerhin sein und bleiben möge, wenn wir das im Vertrauen auf unsere Verdienste tun wollten? In welcher Selbsttäuschung oder in welcher Verzweiflung müßten wir Bettag feiern, wenn Gott mit uns rechnen und wenn er uns entsprechend einer Rechnung über Verdienst und Schuld begegnen würde? Wird der Bettag vielleicht darum von vielen Schweizern gar nicht gefeiert, weil sie in dem Irrtum sind, daß wir im Vertrauen auf unsere Verdienste zu Gott beten müßten, und weil sie im Grunde wohl wissen, daß wir das nur in Selbsttäuschung oder in Verzweiflung tun könnten?

Das echte Vertrauen aber, in welchem wir recht beten können und dürfen, ist von Ewigkeit her, für alle Menschen und so auch für uns, für jede und so auch für unsere Zeit das Vertrauen auf „d e i n e g r o ß e B a r m h e r z i g k e i t.“ Denn sehr darüber ist entschieden und das ist offenbar geworden in Gottes eigenem großen Sonntagswerk, als er Jesus Christus auferweckte von den Toten: Seine Gerechtigkeit, sein gerechtes Urteil über uns Menschen fern und nah ist seine große Barmherzigkeit, d. h. die Liebe, in der er sich unsere Menschlichkeit — auch unsere schweizerische Menschlichkeit — in ihrer ganzen Art und Unart ohne nach unserem Verdienst zu fragen, zu Herzen gehen läßt — so zu Herzen, daß er sich selbst in seinem eigenen Sohn zum Bürgen unserer Schuld, zum Schutzherrn unserer Schwachheit, zum Verteidiger unserer Verkehrtheit macht. Darum können und dürfen wir unser Vertrauen nicht auf unsere Verdienste setzen — auch wenn es mit diesen viel besser stehen würde: weil er uns von Ewigkeit her als solche kennt, mit denen in Wahrheit nicht zu rechnen ist, mit denen er aber auch nicht rechnen will, weil er von Ewigkeit her einen ganz anderen Bund, den Bund freier Barmherzigkeit mit ihnen geschlossen hat. Wir würden unter allen Umständen, auch wenn es hinsichtlich unserer Verdienste ganz anders stünde, an ihm und also an unserem Herrn und an unserem alleinigen Helfer vorbeilaufen, wenn wir unser Vertrauen auf irgend etwas anderes als auf seine große Barmherzigkeit setzen, anders als in diesem Vertrauen zu ihm beten

wollten. Unser Sonntagswerk, unser Bettagswerk bestehe darin, daß wir uns an seinen Willen halten und uns also in diesem echten Vertrauen an ihn wenden! Wie könnten wir es schon anders halten, wenn wir uns wirklich an ihn und wirklich *fl e h e n d* an ihn wenden? Dann wird uns das Verlässliche sichtbar, auf das wir uns stützen können, dann Gottes treuer Beistand; dann betreten wir festen, nicht wankenden Grund; dann tritt die Erhörung unseres Betens schon ein, indem wir beten. Denn das ist das Verlässliche, der feste Grund, die Treue Gottes und sein treuer Beistand: was er von Ewigkeit her will und beschlossen und in Jesus Christus für uns vollbracht und uns offenbart hat. Hier ist Halt und Garantie. Hier ist das, wovon man leben und womit man sterben, womit man gute und böse Tage bestehen kann. Hier ist wirklich auch das, was wir als Schweizer heute nötig haben und noch nötiger haben werden, wenn die Stunde der großen Probe so oder so auch für uns schlagen wird. Denn an dem ist es zu allererst, daß uns Gottes große Barmherzigkeit und das echte Vertrauen darauf und das Gebet in diesem Vertrauen und also der Verzicht auf das Vertrauen auf unsere Verdienste gleichgültig und untätig machen würde, den schweren Fragen, Sorgen, Nöten und Aufgaben gegenüber, die heute in unserem Volk, Land und Staat jedem einzelnen Schweizer auferlegt sind und die noch in ganz anderer Gestalt an uns alle herantreten könnten. Um sie zu *se h e n* — so scharf und genau zu sehen, wie sie gesehen sein wollen — um Recht und Unrecht, wahren und faulen Frieden, gute und böse Klugheit zu unterscheiden, dazu müssen uns gerade dadurch die Augen geöffnet werden, daß wir in Gottes freier Gnade den ersten Grund aller Dinge und die letzte Entscheidung über ihren Sinn erkennen lernen. Und um das Entsprechende zu *t u n* — mit gutem Gewissen, frei von vernebelnden Vorurteilen, ohne Rücksicht auf die Opfer an eigener Sicherheit und Bequemlichkeit, die dabei zu bringen sind, ohne Furcht vor der Verantwortung, die dabei oben und unten zu übernehmen ist — dazu müßten wir wieder gerade dadurch auf die Füße gestellt sein, daß wir durch die Zusage und Gewißheit der Vergebung unserer Sünden an den rechten Ort gestellt, von aller Lebensangst und Heuchelei frei gemacht werden. Wir würden blind sein und wir müßten blind bleiben für das hohe Gesetz, unter dem wir und für die finstere Gefahr, in der wir stehen, wir würden aber auch gelähmt sein und bleiben durch unser Ungenügen, durch das Wissen um unsere Ohnmacht, wäre es nicht an dem, daß durch Gottes große Barmherzigkeit, durch ihren Beweis in Jesu Christi Tod und Auferstehung, durch ihre Offenbarung in seinem Wort, durch das Vertrauen auf sie, in welchem wir zu Gott beten dürfen, die Blinden und Lahmen geheilt und zu nüchternen aber auch tapferen Zeugen seines Willens mit der Menschheit unserer Zeit gemacht werden. Laßt uns beten um diese Heilung der Blinden und Lahmen, die wir alle sind! Wir können nicht besser für das Vaterland beten als indem wir *d a r u m* beten: um unser Gesundwerden und Gesundbleiben, um offene Augen und feste Hände und Füße im Vertrauen auf Gottes große Barmherzigkeit.

K. B.